

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der gefesselte Friede

(Erich Schilling)





„Was machen Sie denn da, Herr Schultze?“ — „Ich trainiere ein bißchen auf Kind im Manne!“

„Che fate mai là, signor Schultze?“, — „Ci trovo gusto a far un pochino da infante!“,

FLIEGENFÄNGER

VON WALTER FOITZICK

Ich bin jetzt Besitzer eines Fliegenfängers. Es ist der erste Fliegenfänger meines Lebens. Ich kann mir kaum vorstellen, wie ich bisher ohne so ein Ding auskommen konnte. Die Beschäftigung mit ihm erfüllt mich ganz.

Ich habe den Fliegenfänger sozusagen in einem Fachgeschäft gekauft, nämlich einem kleinen Kramerladerei, an dem eine Glocke Bimbim macht, wen man eintritt. Dort bekommt man Fliegenfänger, während sie in den großen eleganten Läden nicht zu haben sind. Das Kunstgewerbe hat sich der Ausgestaltung dieses Hausartikels noch nicht angenommen.

Habe ich eben gesagt, im Kramerladerei bekommt man Fliegenfänger? Das ist nicht ganz richtig; Beziehungen muß man natürlich haben, denn auch diese Fliegenfänger sind Mangelware. Man braucht sie vermutlich zu militärischen Zwecken, vielleicht auch nur den Leim. Mein Fliegenfänger ist nicht etwa so ein x-beliebiger Wald- und Wiesenfliegenfänger, o nein, er ist Markenware, ein tausendfach erprobtes Fabrikat, nur echt mit Marke soundso.

Es war ein feierlicher Moment, als ich den ersten Fliegenfänger meines Lebens anhängte, gerade über meinen Platz unter der Lampe. Ich wollte lesen, ich kam nicht dazu. Auf jede Fliege paßte

ich auf, ob sie sich wohl fangen ließe. Das dauerte lange, aber endlich ging mir so ein alter Fliegenbock auf den Leim. Ich wollte ihm, großmütig, als erstem Beutestück die Freiheit schenken. Das ging nicht, denn ich verlor mich dabei selbst in den Fänger. Überhaupt muß man so ein Ding immer im Auge behalten, nie davon sprechen, immer daran denken. Mal hatte ich ihn im Haar, mal am Armel, mal klebte die Zeitung dran. Einmal war er ganz verschwunden, für längere Zeit sogar, ich hatte ihn hinten am Rücken hängen. Ich benahm mich wie eine Figur, die Fr. Billek erfunden haben könnte, eine groteske Witzballfigur. Es war aber alles klebriger Ernst.

Allmählich nahmen die Flieger meinen Fänger an, sie kamen. Kapitale Altfliegen und Jungfliegen. Auch eine Fleischfliege ging gelegentlich auf den Leim; mein Gott, diese Tiere haben heute auch ihre Sorgen.

Mit der Zeit wurde der Fliegenfänger unwirksamer. Vielleicht ist er im Geschmack nicht mehr so pikant, und gelegentlich kamen sogar einpaar Fliegen, vertraten sich die Füße etwas im Weichen und flogen wieder fort. Zu Dekorationszwecken ist so ein stark benutzter Fliegenfänger auch nicht sehr geeignet. Ich beschloß, ihn zu entfernen. Nach kurzem Kampf, bei dem ich ihn wie eine Boa Constrictor um den Hals hatte, gelang die Abnahme. Ich zählte die Beute: Zweihundertsiebenundzwanzig Stück klebten, eine schöne Strecke, wie sie sich selbst auf einer Kaiserjagd hätte sehen lassen können.

METAMORPHOSE

Unterlieg' auch ich dem Schwunde!
Streckenweife jedenfalls.

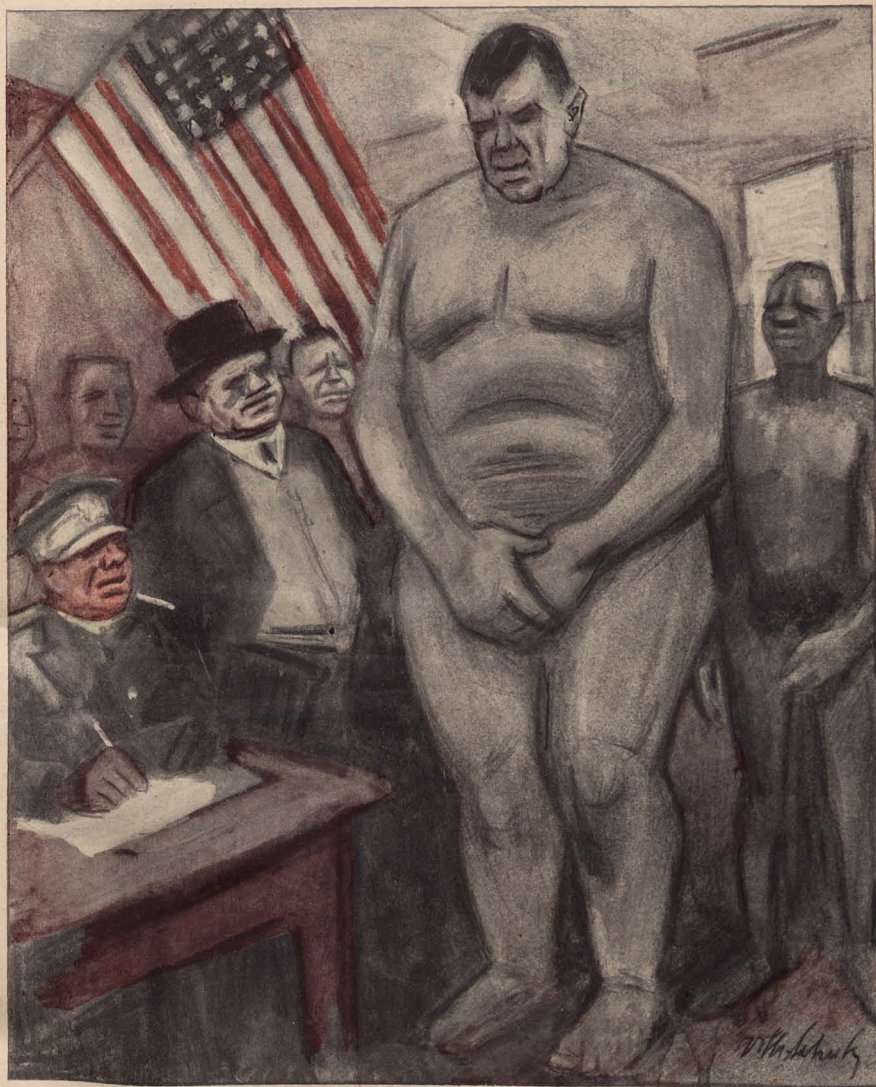
Aus des Kragens weiter Runde
recht sich gotisch-ohklank der Hals.

Ein nunmehr vom Fett Befreiter,
steigt der Adameapfel stumm
wie der Laubtroch an der Leiter
auf und ab ad libitum.

Soll ich dieses Bild beklagen,
wenn ich mich zum Spiegel kehrt?
Keineswegs. Ich möchte sagen:
Weniger ist manchmal mehr.

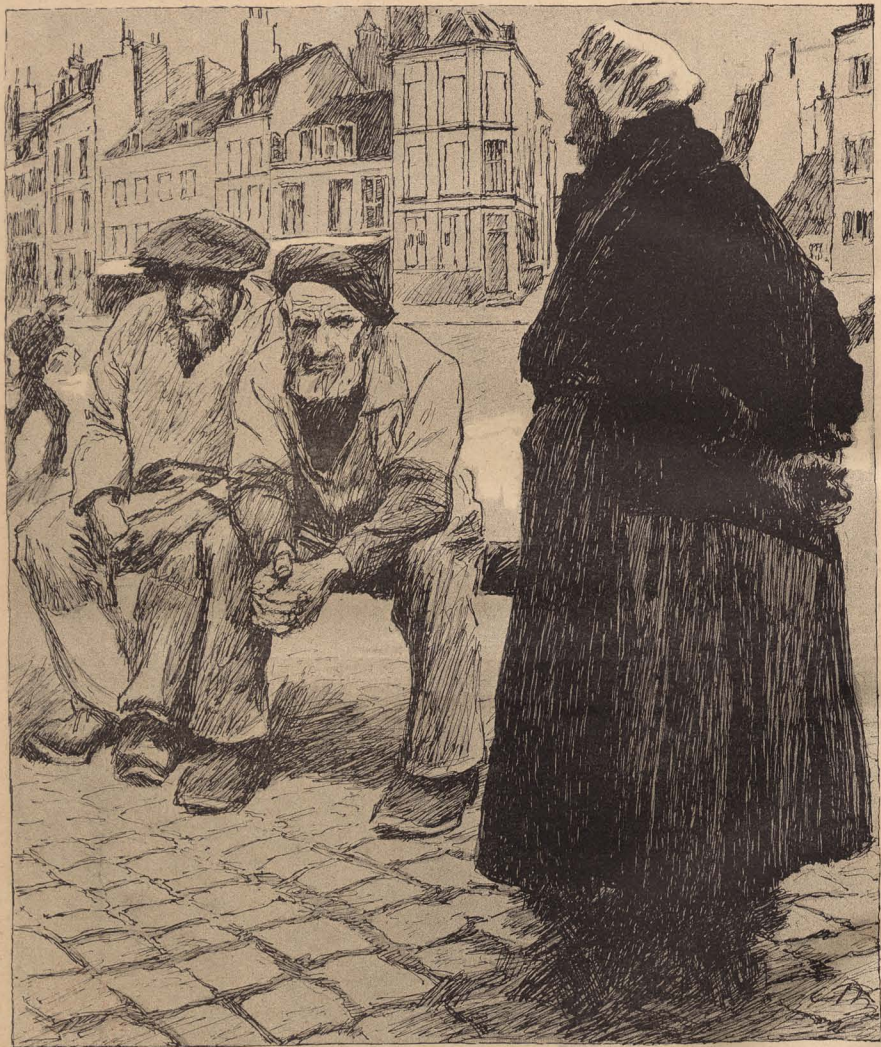
Gern will ich den Speck verlieren,
bleib' ich sonst aus einem Guß.
Höchstens etwa beim Rasieren
gibt's mitunter noch Verdruß.

Ratataber



„Für die Invasionsfront untauglich. Er nimmt zuviel Platz ein!“

Ristrettezza di spazio: "Inabile pel fronte d' invasione; egli occupa troppo spazio!,"



„Ich habe gehört, Pierre, die Engländer wären früher immer Frankreichs Feinde gewesen!“
„Vraiment! Aber jetzt bombardieren sie unsere Städte aus Freundschaft!“

Col mutar dei tempi: „Pierre, ho sentito che prima gl' Inglesi erano sempre nemici della Francia!.,
„Vraiment; ma adesso bombardano le nostre città per pura amicizia!.,

DIE ROTE KRAWATTE

VON SIGURD TOGEBY

„Sie sehen sich meine Krawatte an, mein Herr, — aber ich weiß, daß sie rot ist. Das ist kein Irrtum!“ Der Mann, der an meinem Tisch saß, hat plötzlich diese Worte gesprochen.

Ich sah ihn etwas erstaunt an — ich habe nicht sofort verstanden, was er sagte, teils weil er ein Französisch sprach, teils weil er ein blöcher lallte. Aber er wiederholte den Satz.

Ich saß in einem Pariser Restaurant, in einem von diesen teuren Abendlokalen, wo es nichts Billigeres als Champagner, die Flasche neunzig Francs, gibt. Ich war allein ausgegangen — meine Frau Laura war früh zu Bett gegangen —, das Restaurant war so überfüllt, daß ich gezwungen war, am selben Tisch mit einem fremden Herrn zu sitzen.

Der Herr mit dem Bärtchen hieß Jean René — er hatte sich ein blöcher später vorgestellt — und er war es, der eine rote Krawatte trug. „Entschuldigen Sie“, sagte ich in meinem besten Französisch, „es ist mir wirklich nicht aufgefallen, daß Ihre Krawatte rot ist.“

Der Herr war nämlich im Smoking, und rote Krawatte zu Smoking zu tragen, ist — um es mild auszudrücken — ozentatisch. Aber meine Erfahrungen mit Franzosen haben mich zu der Überzeugung gebracht, daß sie einfach unberechenbar sind, und ich wundere mich deshalb nie darüber, wie sie sich benehmen oder welche Kleider sie tragen.

„Sie hätten wirklich darüber nachdenken sollen“, warf mir Jean René vor. „Aber natürlich bin ich froh, daß Sie nichts gesagt haben. Diskretion ist eine Seltenheit, die man schätzen muß, wenn man sie trifft.“

„Bitte, bitte“, sagte ich.

Es folgte eine Pause in den Nummern, die über den Tanzboden des Varietés glitten; ich war der Auffassung, daß die Girls hinausgegangen wären, um sich wollenes Unterzeug anzuziehen, um sich ein bißchen zu wärmen. Die Kleider, die die Pariser Girls tragen, wärmen nämlich nicht viel. Es war die Absicht der Direktion, daß die verehrten Gäste sich in der Pause langweilen sollten, damit sie beim Kellner mehr Champagner bestellen. Aber es fiel mir ein, daß es billiger sei, ein kleines Gespräch mit meinem Tischpartner zu führen. In seinen Augen war ein Ausdruck, der mir nicht gerade gefiel, aber mir trotzdem ziemlich harmlos erschien.

„Teures Lokal“, sagte ich mit einem Blick auf die Weinkarte.

„Ja“, sagte Jean René, „teuer ist es. Aber was kümmert es mich? Ich habe doch etwas Festliches zu feiern.“

Das sagte er so melancholisch, daß ich unwillkürlich fragen mußte:

„Ach so — eine private Angelegenheit?“

„Eine eheliche Angelegenheit.“

„Sie haben sich doch nicht etwa verheiratet?“

„Nein, im Gegenteil, ich bin geschieden worden.“ Irgendwo habe ich gelesen, daß Scheidungen in Frankreich verhältnismäßig selten sind. Ich drückte darum mein Erstaunen aus.

Jean René winkte zur Abwehr mit der Hand und hatte dabei das Unglück, die Salzbutte umzuwerfen. Er kümmerte sich nicht darum, sondern fragte mich: „Sind Sie verheiratet?“

Das mußte ich zugeben. Ich hatte das Gefühl, daß es nicht richtig in seinen Kram paßte, aber trotzdem hat er es nicht direkt übelgenommen. Er nickte gnädig, als ob er sagen wollte: Das ist schließlich Ihre Sache.

„Mischt sich Ihre Frau jemals in Ihrer Ihrer Bekleidung?“

Nachdem ich ein bißchen nachgedacht hatte, antwortete ich:

„Ja, sehen Sie — es kann vielleicht dann und wann vorkommen, daß sie Ihre Meinung über meine Kleider sagt. So war sie es zum Beispiel, die mir dazu geraten hat, einen zweireihigen Anzug zu kaufen statt eines einreihigen, und ich erinnere mich auch, daß sie ein Paar Socken für mich ausgesucht hat.“

Jean René erhob einen warnenden Finger. „So was sollten Sie Ihrer Frau nie erlauben! Ich gebe Ihnen den guten Rat, solche Einmischungen energisch und entschlossen zurückzuweisen, — handgreiflich, wenn es nötig wird! Ich kann Ihnen erzählen, wie es mir gegangen ist, — wenn Sie Lust haben, zuzuhören.“

„Ich bin ganz Ohr“, sagte ich.

„Vor drei Jahren heiratete ich Marie-Louise“, sagte der Franzose und guckte in sein Glas herab.

„Sie war zehn Jahre jünger als ich, das muß ich zugeben. — Vielleicht war es ein Irrtum, daß ich sie genommen habe, aber ich liebte sie. Auch sie hat mich geliebt, und außerdem hatte sie einen weiblichen Blick für meine Stellung als Notar, die immerhin eine gute, wenn nicht gerade luxuriöse Zukunft sicherte. Ich wußte, daß Marie-Louise eine gesellschaftliche Natur war, und ich habe es deshalb so eingerichtet, daß dann und wann einige Menschen in unserem Hause als Gäste eingeladen wurden, einmal zum Bridge, ein andermal zum Mittagessen; jüngere Herren habe ich auch eingeladen, — natürlich ihren Vetter Felix — und meinen jungen Kollegen Lenoir. Im ersten Jahr ging alles gut — ich war froh und Marie-Louise meistens guter Laune. Aber dann fing ich an, Verdacht zu bekommen.“

„Sie wurden eifersüchtig?“ sagte ich. Es war mir

wichtig, ihm zu zeigen, daß ich seine Erzählung verstand.

„Ja, es fiel mir auf, daß Marie-Louise immer zur Grammophonmusik tanzen wollte, wenn Lenoir bei uns zu Besuch war — und es schien mir, als ob er sie gar zu eng in seinen Armen hielt. Ich begann das Benehmen Marie-Louises mir gegenüber zu studieren, — aber eigentlich war es einwandfrei. Sie war von einer natürlichen Zärtlichkeit und Besorgtheit — immer half sie mir, meine Gelassenheit anzuziehen, wenn es regnete, und ein gestricktes Halstuch umzutun, wenn es kalt war im Sommer, wenn ich keinen Überzieher trug, wählte sie selbst meine Kleider aus. Sie sagte, daß es wichtig sei, nicht den einen Anzug mehr als den anderen abzunutzen; deshalb gab sie mir mal den leichten Flanellanzug, mal den dunklen Serge; auch die Krawatte, die ich mir umbinden sollte, wählte sie dazu aus.“

„Und dann hat sie zuweilen Ihnen eine rote Krawatte herausgeschickt?“ fragte ich, um endliche Verbindung zwischen der Geschichte und der roten Krawatte herzustellen.

„Das ist mehrmals geschehen“, nickte Jean René.

„Aber eher geschah es, daß sie die blaue oder die schwarze Krawatte hervorholte. Sie hielt darauf, daß ich als ernster und gesetzter Beamter

Der Anfang - L' inizio

(Maccon)



„Ich bin zwar nicht mehr ganz jung, gutes Kind, aber noch in voller Kraft!“

„Na schön, dann könnten Sie mir morgen mal erst meinen Koffer zur Bahn tragen!“

„E vero che non sono più tanto giovane, cara bambina; ma pure sono ancora in pieno possesso delle mie forze. — Ma bene! Allora potreste intanto domani portare il mio baule alla stazione.“

mit den herausfordernden Farben eines vorsichtig selbsteigenen Schwarmes war sehr sorgsam um mich.“ „Das war schön von ihr“, sagte ich. „Ja, das sagen Sie! Aber Sie haben noch nicht die ganze Geschichte gehört! Sie müssen wissen, daß ich ein sehr präziser Mann bin; ich habe immer nach der Uhr gelebt. Jeden Morgen ging ich zu bestimmter Zeit ins Haus fort — immer ging ich durch dieselben Straßen, und wenn ich den Opernplatz erreichte, bog ich links um die Ecke. Auf diesem Wege geschah es öfters, daß ich Marie-Louise Vater, Felix, begegnete, — auch er war in einem Büro am Opernplatz angestellt —, und manchmal bin ich auch meinem Kollegen Lenoir begegnet, einige Straße von meinem Büro. Lenoir ist auch ein sehr präziser Mann. — Aber dann geschah es eines Morgens, als ich wie gewöhnlich den Opernplatz hinaufging, daß eine Taxe aus einer linken Seitenstraße heranbraute. Sie kam mit einer Geschwindigkeit von ... na, Sie kennen ja die Pariser Taxen?“ „Gott behüte!“, sagte ich fromm. „Diese Taxe war noch schlimmer als die gewöhnlichen — sie sauste um die Ecke auf zwei Rädern — ein Mann schritt im selben Augenblick auf die Straße hinaus, — der Schöffel trat die Bremsen beinahe durch die Fußbreiter hindurch, — aber es war zu spät; ich hörte einen Krach, und da lag der arme Mann halbwegs unter dem Wagen.“ „Entsetzlich!“, sagte ich. „Kann man sagen“, nickte Jean René und erzählte weiter: „Einige Fußgänger kamen herzugefallen und zogen den Bewußtlosen hervor; ich war auch selber dabei, und als ich das Gesicht des Opfers sah, mußte ich unwillkürlich nach Luft schnappen. Es war der Vetter Felix. Armer Junge! Ein Sanitätswagen wurde herbeigezogen, Felix wurde hineingelegt und ins Krankenhaus transportiert; die Verletzungen waren nicht lebensgefährlich. Als alles vorüber war und ich weitergehen sollte, sah ich ein Stückchen Papier im Rinnstein liegen. Es war Felix aus der Tasche gefallen. Ich beugte mich nieder und hob es auf.“ „Er machte eine Kunstpause und schenkte sich Champagner ein.“ „Und was stand auf dem Zettel?“ fragte ich eifrig. „Das will ich Ihnen sagen“, sagte Jean René. Er

DAS MESSER IM SPECK

VON RAINER ERHART

Was hat denn Lookadia? Seit Tagen brüten die Stammgäste der „Seeschwalbe“ über dieser Frage. Lookadia, die immer heitere, hat ihr Lächeln verloren, wie eine Bark ihren Anker verlieren kann. Der Anker gehört zum Schiff wie der Frohsinn zu Lookadia. Das verlorene Lächeln scheint als Spott durch die graue Stube zu irren und legt sich auf alle Gemüter wie ein böser Spuk, den der Anblick der blinden Alten, Lookadias Großmutter mit dem ewigen Stricktrumpf und der wackelnden Kinnlade noch betont. Auch Lookadias Vater, der Schankwirt Knoll, bedient nur noch ganz drohend seine Gäste und läßt sie gehen, wenn er werde demächst seinen Anker anschließen, weil sowieso alles aus sei. Alles aus? Wo doch Lookadia sich eben verlobt hat, wie es heißt. Eben drum!

Das ist schnell gegangen: Eines Nachts, als Vater Knoll die Läden schloß, die Tür verriegelt wollte, war ein Fremder aus dem Dunkel der Hafengasse aufgetaucht, lang und schwarz und hager wie der „Leibhaftige“ und hatte noch einen Schnaps verlangt. Davon gab er heimlich die Hälfte auf eine blutende Wunde am linken Arm. Aber so etwas kommt bei Seeleuten leicht vor. Und als der seltsame Gast fragte, ob er überreden könne, wies ihm Knoll, auf jeden Grund scharf, den ewigen Verschluss unter der Stiege an für die eine Nacht.

Doch aus dieser wurde eine Woche, denn seitdem der Schwarze Lookadia gesehen, die rothaarige Tigerkatte mit der milchweißen samtener Haut, hatte er es gar nicht mehr eilig. Da er täglich zahlte und mit dem armseligsten Verhau vorlieb nahm, behielt Anton den bequemen Gast im Haus. Der mischte sich auch nie unter die anderen Seeleute und hatte seinen Stammsitz, der sein rechter Ecke. Als dieser ein Winkel wurde für Lookadia hell und bunt von paradiesischen Farben, wenn der Fremde von seinen weiten See-

griff in die Tasche, zog seine Brieftasche hervor und mit einem zusammengefalteten Zettel heraus, den er vor mir auf den Tisch legte. „Lesen Sie selber“, sagte er. „Der Zettel ist von Marie-Louise geschrieben.“

Ich las: Bitte genau befolgen!
Blauer Serges: Heute Nachmittag mit anrufen.
Grauer Flanel: Wir treffen uns auf der gewöhnlichen Stelle.

Blau Krawatte: Mein Mann hat heute Abend im Büro zu sein.
Schwarze Krawatte: Die kleine Kondiflorei an der Ecke.

Halstuch: Brief liegt postlagend.
Als ich diese Zettel zweimal gelesen hatte, ging mir ein Licht auf. Ich sah Jean René an und stotterte:

„Sie meinen ... das heißt also ...“
Mit einem bitteren Lächeln antwortete er: „Ja, das heißt, daß Marie-Louise mich, ihren eigenen Ehemann, als Liebesbriefträger benutzte. Sie sagte ihrem Liebhaber Bescheid und verabredete Treffpunkte und so weiter durch die Kleider, die sie mich jeden Morgen anziehen ließ.“ „Ja, das ist meine traurige Geschichte. Die Scheidung trat heute in Kraft ...“ „Dart ich Sie vielleicht zu einem Glas Champagner einladen?“

Als ich zurück ins Hotel kam, war es spät, die Uhr hatte längst zwei geschlagen. Meine Frau war wach, aber natürlich hat sie mir deshalb keine Vorwürfe gemacht; davor würde sie sich hüten. Dagegen sagte sie:

„Es ist sehr leichtsinnig von dir, mit einem dünnen Überzieher bei dem kalten Wetter herumzulafeln. Du hättest den schwarzen Überzieher nehmen sollen.“

Als ich das hörte, richtete ich anklagend einen Finger auf sie und mit einer Stimme, die zwar ein bißchen heiser vom Champagner war, sagte ich: „Weiß Mische dich nie in die Kleider-Angelegenheiten deines Mannes ein! Von heute ab ziehe ich nur mehr das Zeug an, das mir paßt, und es kann möglich sein, daß ich auf den Einfall komme, eine Tüte Krawatte zum Smoking umzubinden, um meine Unabhängigkeit zu behaupten! Merk dir das!“

fahrten erlöste und davon, daß er bald ein eigenes Schiff besitzen werde und mit ihr als seiner Frau auf ferne und einträgliche Fahrten hinauszugehen gedente.

Vater Knoll war die Vertraulichkeit zwischen seiner Tochter und dem Unbekannten aufgefallen. Lookadia erklärte ihm mit ihrer ruhigen Bestimmtheit, sie habe sich verlobt und werde so rasch wie möglich heiraten. Heiraten? gerinst der Alte, den Habenichtes aus der Stiegenkammer! Der sei ein heimlicher „Meerking“, erwiderte Lookadia, reize er alle Hafenswirte und Hafengebühren zusammen. Er werde jetzt verheiratet und bald wiederkommen, sie zu holen.

„Leicht gesagt!“, spottete der Alte, aber er wagte keinen strengeren Einspruch, denn er kannte den Starkopf seiner Tochter. Als der Fremde tags darauf tatsächlich abreiste, dachte Anton, seine Tochter werde rasch wieder Vernunft annehmen. Statt dessen schien sich Lookadia immer tiefer in ihren Wahn zu verlohren. Sie sprach und lachte nicht mehr, stand tagelang, teilnahmslos gegen alles und alle, an der Tür und schaute die schmale graue Gasse hinunter, die vom Hafen herauführt.

MEIN FREUND JOHANNES

Einer aus unserem Kreise glaube feststellen zu müssen, das Schrittm in Deutschland habe seit den Klassikern nie wieder einen ähnlichen Stand erreicht. Obwohl wir dem gar nicht widersprechen, rief er: „Wer schreibt heute schon noch Dinge, die man mit einem Schaudern liest, überwältigt von ihrer Größe und ihrer tiefen Bedeutung?“
„Mein Fahrnetz zum Beispiel!“, war Johannes ein. „Ich zahnte? Wie heißt er und was schreibt er?“ fragte der andere.
„Er heißt Möller. Walter Möller“, sagte Johannes. „und er schreibt Rechnungen.“ J. Bleger

und die im breitspurigen Seemannsschritt all heraufkam und die aus der Ferne zur „Seeschwalbe“ einkehrten ...

Eines Tages brachte der Briefträger einen Brief: „Für Fräulein Lookadia. Sie muß unterschreiben.“

Es war ein ansehlicher Brief, mit vier roten Siegeln feierlich verschlossen. Darin war Geld, viele fremde Briefmarken, ein Haufen von russischen, holländischen, amerikanischen und dazwischen, eingewickelt in ein seidenes Tüchlein, ein schwerer Ring von Gold. Dazu ein Brief, schwerer noch von Liebe und unbeholfenen Schwüren. Lookadia las laut und stieß, daß „Er ohne sie nicht mehr leben würde.“ „Aber ich bin so glücklich, das Glück sehne.“ Der beliebige Ring sei sein Brautgeschenk, das Geld solle Vater Knoll zur Erweiterung seines Geschäftes verhelfen. Er aber werde nun bald auf seinem eigenen Schiff kommen. Seine heißgeliebte Braut solle einsteigen für ihren Bord-Hausier. Rohrstängel kaufen, einen breiten Diwan und bunte Gardinen für die Kajüte. Diesmal war auch Knoll zutiefst. Er gab ein Fest für seine Stammgäste. Die Nachbarschaft strömte zusammen und die Frauen hielten Lookadia ihr weißes Brautkleid nähend. Doch als sie es anprobieren wollte, wollte auch die alte Großmutter, die heißgeliebte Lookadia, nun heiraten werde und bildschön vor ihr stehe in ihrem Brautstaat, das Ihre zum Familienglück beitragen. Sie schlich in ihre Kammer und holte aus der alten Truhe den vermeintlichen weißen Brautschleier, den schon Lookadias frühverstorbenen Mutter getragen hatte. Aber da sie blind war, vergriff sie sich, und ehe man es verhindern konnte, hatte sie der Enkelin ihren eigenen schwarzen Witwen-schleier übergezogen.

Stummes Entsetzen, den Lookadias Schrei durchgelte. Ahnung des Verhängnisses ließ den Kreis der Neugier auseinander, und tiefschade Schadenfreude tat das ihre dazu. Es kamen finstere Tage. Der Sturm rüttelte an Tür und Fenstern. Hiobsbotschaften kamen vom Meer. Nur Lookadia hatte sich gefaßt und trotzte dem Verhängnis mit ihrem Glauben. Sie trug den goldenen Ring wie eine Herausforderung gegen das Schicksal. Und nähte täglich bis tief in die Nacht, allein, an ihrer Aussteuer.

Da kam eines Abends, als Vater Knoll wieder einmal die letzten, immer spärlicheren Gäste seines vom Unglück gezeichneten Hauses verabschiedet hatte, ein Fremder aus dem finstern Hafenschiff auf und wünschte Lookadia zu sprechen. Er tat vorsichtig und geheimnisvoll. Was er zu berichten hatte, war der letzte Gruß eines ihm mit Namen unbekanntem Gefährten, der als Sprizsmuggler bei einem Kampf mit schwedischer Küstenpolizei tödlich verwundet worden war, und der ihm als einmümmter schickte Lookadia erkannte es, denn sie hatte es ihm ja damals bei der Abreise geschenkt, hatte gewissenhaft darauf gespuhkt und den Groschen dafür genommen, der das böse Geschick bannen sollte. Jetzt sagte sie kein Wort, und auch später nicht ...

Knoll, der Hafenswirt, ist längst begraben. Lookadia hat das sehr angeht und dem Schicksal zum Trotz nicht nur behauptet, sondern erweitert. Das Geschäft geht wie noch nie. Auch ich trete jedesmal, wenn mich meine Fahrt in den kleinen nördlichen Hafen führt, meinen Gruß bei ihr. Es verkehrt zweifelhafte Seevoik dort, das sich geborgen weiß im Herrschaftsbereich von Lookadia Knolls kuperner Haartone. Es ist, als habe man eine Vorliebe für alles Verwegene. Ihre Jugend ist zwar verblüht, ihre Gestalt, einst geschmeidig wie ein Katzenhals, hat die seßhafte Breite einer Fluider. Oft sitzt sie vor ihrer Tür und schaut die Gasse hinunter, als ob sie jemanden erwartete. Es kommt dann immer andere, die winken von fern: „Lookadia! Erkennungszeichen dieses See- und es wurde schon oft gefährlich in der „Seeschwalbe“.

Aber neben Lookadia auf dem Schantisch sah ich immer einen Fetten. Sinken appetitlich in einen Holzstuhl liegen. Darin schliefen sie fast in einer braun Matrosenkinde zum Aufschneiden. Man hat mir beruhigend versichert, das gefährliche Speckmesser habe noch nie zu anderem Zweck gedient. Aber seine biöbe Gegenwart tat Wunder. Für den Hauskundigen Seemannsglauben war es, da allmalen eines geheimnisvollen, mehrverbundenen Sees. Ich erlaube mir eine Warnung vor verlockender Romantik und den nuchternen Grundstock zu Lookadia Knolls tüchtigem Geschäft.



„Sagen Sie mal, Herr Maier, weshalb sprechen Sie nur immer von sich?“
„Ach, wissen Sie, die anderen Menschen interessieren mich weniger!“

Confessione: „Ditemi, signor Maier, perchè parlate sempre soltanto di Voi?,
„Ah, sapete, gli altri uomini m' interessano meno!.,“



„Ihm fehlt bloß der Schnaps. So 'ne Grippe erledigte er glatt mit 'ner Flasche, Herr Doktor!“

“A lui manca soltanto l'acquavite, signor Dottore. Con una bottiglia egli si libera prontamente da una tale infernalità.“

DIE WEITE REISE

VON KURT GROOS

Stefan war verwundert, daß zwei weißgekleidete Männer ihn so mühsam zwischen sich trugen. Als sie ihn auf eine Bahre hoben und in den Wagen des langen Lazarettzugs schoben, wollte er sich Gedanken bei den Bedenken. Aber sie waren schon fort.

Der Lazarettzug hatte lichte, weißfenstrige Waggon. Es schienen französische D-Zugwagen. Stefan erinnerte sich für einige Augenblicke an eine Fahrt nach Paris. Seine Eltern waren endlich damit einverstanden gewesen, daß er Bildhauer wurde. Ein Freund Rodins hatte ihn als Schüler angenommen, und als Stefan in Paris ankam, war gerade der gestorben, der ihm den Weg zeigen sollte. Alles an diesem Tag schien unendlich trüb. Aber abends traf er ein Mädchen namens Ginette,

das schien ihm lichter als ganz Paris. Viel später hatte er eine andere Frau am Meer getroffen, die war leuchtender als die ganze Welt. Doch diese Gedanken wischen sich nur eben durch sein Gedächtnis; und nun schaute er sich um. Die Betten in den Waggon waren doppelstöckig eingeschoben. Stefan lag in einem oberen Bett hoch und dicht neben dem oberen Drittel des Fensters. Dieses hohe Liegen vor lichtem Glas gab ein angenehm schwebendes Gefühl. Stefan, der schon als kleiner Junge leidenschaftlich gern die Nase gegen Zugfenster preßte, freute sich über solche unablässig gute Sicht. Er brauchte nur den Kopf zur Fensterscheibe zu drehen, und alles glitt wie ein unendlich rollendes Panorama vorbei. Stefan nahm an, daß eine Schwester kommen

würde, wenn er auch kein Verlangen verspürte, jemand nach Länge und Ziel der Reise zu fragen. Er fand es spannend, einem Ungewissen entgegengetragen zu werden, das aber wieder nicht so ungewiß war, um zu bausuhigen. Es würde irgend ein Lazarett in der Heimat sein. Vielleicht war es auch so wenig gefährlich mit ihm (zudem er keine Schmerzen mehr spürte), daß man ihn gleich zur Erholung nach Hause schickte. Aber es konnte so oder so sein; jetzt gab er sich nur dem Augenblicklichen hin, in dem ein wundervoller Inhalt von Geborgenheit lag. Er erhob sich ein wenig, um das Stationschild zu erspähen. Der Zug fuhr schon. Er glitt behutsam, es war nichts Rüttelndes zu fühlen, auch das Geräusch aus Achsen, Rädern und Schienen klang nur fern, unaufdringlich.

Alles Vorbeigleitende vertiefte sich in wunderbarer Weite im Gefühl, und dadurch entstand ein neu verdeutlichendes Erleben.

Manchmal schief Stefan, vielleicht Stunden hindurch, und wenn er erwachte, hatte er nichts verspürt. Wachen und Träumen waren fast gleich. Er verspürte weder Durst noch Hunger. Einmal liefen zwei Schwärmer mit Kaffee und Himbeersaft durch den Zug; sie sahen ihn wohl nicht.

Die Fahrt ging lange Zeit durch die Ostlandschaft, die jetzt aber vieles von dem Bedrückenden oder Erregenden verloren hatte. Der Zug fuhr durch die schwelenden Trümmer eines verlassenen Dorfes, das siebenmal gezeichnet war. Über dem Dorf stand eine rosensrot umkante Wolke, und aus dem Feierlichen der Wolke stob ein Heer von Vögeln, und als Stefan wieder den Blick senken wollte auf die Verwüstung, da stand vor der schwelenden und brennenden Wand ein blühender Strauch, um den heilbäue Falter gaukelten.

Immer mehr verblich das Ausgesangte, und schließlich schaute Stefan auf im Horizont verschwimmende Flächen von Acken, kargen Wäldern und Ödland. Er fühlte auch das vom Zug aus unsichtbare Meer. Manches an dieser Landschaft erinnerte ihn an die Gegend um Husum. Er nahm das Traute, Stille und Ewige ganz in sich auf. Zugleich fiel ihm aber ein, daß der Zug aus Rußland kaum den Umweg über Husum nehmen konnte. Überhaupt sprachen ihn auf dieser Fahrt früher besuchte Gegenden an, die zwar nicht gleich greifbar wiedererkennbares aufwiesen, denen er aber nahestand wie anders gekleidete Menschen von einst. So war er einmal sicher, durch Verden an der Aller zu kommen. Er erblickte ein junges Mädchen an einem durch weite Koppeln gleitenden Fluß. Das Mädchen trug einen Bienenkorb; es blutete an den Waden. Stefan lächelte; denn er erinnerte sich, genau als je zuvor. Sie waren damals durch die Brombeeren gegangen; aber nicht um Beeren zu pflücken. Sie waren durch dichtes Gestrüch gekommen, und das Mädchen blutete an den Beinen von den Dornen. Aber erst später, auf dem Nachhauseweg, sah sie es. „Was soll ich nun zu Hause sagen?“ fragte das Mädchen. „Du bist von einem Bienenstich angefallen worden auf dem Feld, und du hast dir die Beine blutig gekratzt!“ „Ja“, lachte das Mädchen, „es ist auch gleich, ob sie es glauben oder nicht.“ Nun war dieses Rotblonde wieder da, und Stefan hatte den Eindruck, als ob sie winken wollte, aber es ging nicht, sie hielt mit beiden Händen den Bienenkorb. Wenig später fuhr der Zug wieder durch eine Stefan vertraute Landschaft. Woher konnte er sie? Er überlegte, doch kam er zu keinem genauen Ergebnis. Es war eine ruhige, nur insgeheim belebte Landschaft, ihr wenig Beredtes rührte ihn fast, es war ihm sehr lieb. Er konnte alles weit überblicken und in sich aufnehmen durch das breite lichte Fenster. Das Land war ohne jede Erhebung, aber von einem größeren Stolz erfüllt als die räumlichen Grenzen geben. Weiden, Moore und dazwischen manchmal flachbette Flüsse dehnten sich bis zum Verlieren. Oft waren die Koppeln auf weite Strecken überschwemmt und in den riesenhaflichen Lachen spiegelte sich die Sonne in einem anderen Gelb als in den Lüften. Zwischendurch ragten einzelne Bäume über das weite Gestrüch aus dem flachen Schwemmen. Es erinnerte Stefan an die Holzschwemmen alter japanischer Meister. Schließlich verfließen sich die flachen Wasser; zwischen den schwarzgrünen Mooren dehnten sich wieder grüne Flächen. Genau fast in der Mitte einer Koppel erblickte Stefan einen Baum, der vollkommen leblos, fahl und ohne Gestrüch ein Bild war. Der tote Baum in dem Grün ringsum zog den Blick



Oggi ci sono i dolci fatti in casa dai fattucchieri

fest an sich. Es erschien Stefan, daß der Baum in der dehrenden, lebenden Weite trotz seines Erstorbenen festlich wirkte. Auf einem ragenden Ast neben der bleichen Krone saß ein Raubvogel vollkommen regungslos, aber er wirkte ungeheuerlich lebendig und gespannt. Die Brust des Vogels war hellgrau, aber es war ein reineres Grau als das der verwitterten Äste. Der Zug hielt an. Stefan richtete sich auf, und es war ihm schmerzlich, daß nicht geschah. Er erhob eine Hand. Der Raubvogel bewegte sich nicht aus seinem ruhigen Stolz, nur seine Augen drehten sich ein wenig, sie richteten sich auf Stefan. Aus diesen Augen kam plötzlich durch ein Nichts an Bewegung ein Strahl, der wie ein Wort einschlug. Das Wort hieß „Ja!“ Wieder schlief Stefan ein. Es schien ihm ein traumloser Schlaf. Er war eingehüllt in ein langes rotes

Wehen; vielleicht aber war auch das ein Traum, einer ohne Bilder.

Der Zug ruckte heftig an. Stefan spürte einen tiefen saugenden Schmerz in der Gegend des Herzens. Dieser Schmerz verging bald. Er schaute durch das Fenster; die Landschaft wurde immer vertrauter. Der Zug fuhr durch den Westen des Reiches. Am Horizont standen Zechentürme. Es kamen viele Ruinen. Zwischen den Ruinen standen unversehrte Häuser, in deren Gärten Kinder spielten und Blumen wuchsen. Die Menschen sahen ernst, aber nicht sonderlich niedergeschlagen aus. Sie winkten dem Zug zu, sogar so, als ob sie unendlich viele Mühe dazu hätten. Als der Zug kleiner wurde, da gingen sie wieder emsig an die Arbeit. Sie räumten Schutt fort, sie gruben in ihren Gärten oder säten; viele säten. Es war eine weite Reise.

Die Zechentürme am Horizont verglitten. Stefan erkannte, daß der Zug durch das Rheinland fuhr. Die Ruinen am Schienenstrang wurden nicht weniger; die Menschen blieben sich gleich. Auch hier winkten sie; räumten Schutt fort und säten. Es war bedrückend und beruhigend. Es war das Leben, mittendrin standen Ruinen. Das Leben war nicht zu sehr verändert. Stefan sah einen Bauern mit einem Karren; der Bauer riß sein Pferd an und grüßte ihn. Er nahm den Peitschenstiel gegen die Mütze und lachte. Bald bin ich da, dachte Stefan. Bald muß ich am Dom vorbeikommen, vielleicht ist auch der zerstört; es wäre schade. Der Dom stand noch. Er war vollkommen ausgebrannt, man konnte durch ihn hindurchsehen. Der ragende Turm des Domes war wie ein Gerippe. Der Zug fuhr ganz langsam. Da sah Stefan etwas Unerwartetes. In einem aus-

Gute Freündinnen

(Kurt Helligstaedt)



„Ich weiß ja nicht, was er von mir erzählt hat, aber ich finde es gemein, daß du ihm alles glaubst!“

Buone amiche: "Non so cosa t'abbia raccontato di me; ma sei una vile a prestar fede a tutto ciò ch'egli dice!."

gebrannten Gerüst des Turmes standen seine Braut und seine Mutter. Sie erschienen nicht über-rascht oder erstaut; sie machten einen freundlichen Eindruck und winkten ihm zu. Sie hatten sich festlich gekleidet und schön geschmückt. Die Braut trug im Gürtel einen kleinen Strauß Reseden und die Mutter hatte ein paar Zweige Goldlack in ihrer lieben weichen Hand. Der Zug stand still. „Bleib liegen!“ hörte Stefan die Stimme seiner Mutter. Sie schaute ihn lange an. Auch seine Braut schaute ihn an; mitten im Gerüst des zer-zausten Domes war sie leuchtender als die ganze Welt. Stefan richtete sich auf. Er rief zu den Frauen hin: „Es ist alles gut! Versteht ihr mich?“ „Ja“, sagte die Braut, „wir verstehen dich!“ Die Mutter rief: „Ja ja!“

Der Zug fuhr sachte an. Stefan schloß die Augen. Er war sehr ruhig und zufrieden. Als er die Augen geschlossen hatte, glaubte er erneut zu träumen. Im Anfang, nur im Anfang, kam wieder das rote Wehen — dann war es kein Traum mehr. Als Letztes fühlte Stefan, daß er nun etwas endgültig überwinden mußte — eine kurze reife Furcht überkam ihn; dann wurde es unendlich leicht. — Der Fahrer warf ein paar Scheite in die Asche. „Es ist keine Glut mehr drin“, sagte der Oberst. Der Fahrer durchstocherte die Asche. „Nein. Es ist erloschen. Es wird bald dämmern. Wollen wir ihn jetzt auf den Wagen heben?“

„Ja“, sagte der Oberst, „wir müssen zurückfahren!“ Aber sie fuhren noch nicht. Beide starteten sie in die kalte Asche des erloschenen Feuers. Sie hatten es für den Dritten angezündet in der Nacht, in der Steppe.

Der Oberst schaute über das Unendliche gegen Osten. Es war dort ein unsägliches Wühlen zwischen Nacht und Morgen. Am Saum der Steppe erhob sich das rotgelbe Schwelende das mit dem Nebelbrauen kämpfte; die Sonne wollte durch. Der Fahrer blickte auf den am Boden. „Ob er ohne Schmerzen gestorben ist? Man stellt es sich wohl schwerer vor als es ist.“

Der Oberst startete noch immer in die weißgraue Asche, dann riß er sich aus seinem Grübeln; sie hoben den Leichnam auf den Wagen. „Ich glaube daran“, sagte der Oberst, „daß es ihm leicht geworden ist. Aber wir, wir Lebenden — was wissen wir schon vom Tod?“

Bestätigung - Conferma

(J. Hegenbarth)



„Sag' mal, Tantchen, hast du eigentlich deinen Mann geliebt?“

„Gewiß, Kind! Ich habe bei Männern nie eine Ausnahme gemacht!“

„Dimmi un po', zietta, hai realmente amato tuo marito..“

„Certo, bambina; con gli uomini non ho mai fatto un'eccezione..“

FURCHTBARES ERLEBNIS

VON HEINZ SCHARFF

Zwei Jugendfreunde trafen sich nach mehreren Jahren der Trennung.

„Hallo, alter Junge“, rief der eine, dem man in der Wiege den Namen Kaspar aufgeladen hatte, „das ist furchtbar nett, daß du wieder einmal auftauchst. Bist du verheiratet oder noch immer Frauenfeind?“

„Keines von beiden“, lachte der andere, der Serie Karlheinz zugehörend, und damit waren sie schon mittendrin in einem Gespräch über die Ehe, bei dem sie eifrig aneinander vorbeiredeten.

„Ich bleibe dabei!“, meinte Karlheinz, „man frißt sich gegenseitig auf in dieser Institution, ob aus Liebe oder Haß, ist gleichgültig, die eigene Persönlichkeit muß dran glauben.“

„Quatsch!“ schüttelte Kaspar den Kopf, „Leute deines Schlages sollten gesetzlich zur Ehe gezwungen werden, damit ihnen der Hagestolz vergeht. Mir wurde keinesfalls ein Faden meiner Persönlichkeit abgebissen, das kannst du mir glauben.“

„Glaube ich aufs Wort“, nickte Karlheinz, „aber jeder hat nicht das Glück, so eine prächtige Frau zu finden, wie du sie in deiner Pauline findest. Dieses zarte, sanfte Geschöpf ist wohl das Beste in dir aufgezogen, das wir voraussetzen. Wie ein kleines Mädchen blickte sie zu dir empor. Du überlegtest sie so furchtbar, gestand sie mir einmal, wie in ihrer jungen Ehe überhaupt alles furchtbar auf sie einwirkte. Du warst stets furchtbar schlecht rasiert, Stubs, der Hund, war ein furchtbarer Klügel, am Morgen standest ihr furchtbar spät auf, zur Mittag war es furchtbar heiß, hingegen am Abend war es furchtbar kalt, jemand in der Nachbarschaft befleiß sich eines

furchtbaren Klavierspiels, es war furchtbar lustig, wenn es nicht gerade furchtbar traurig war, mit einem Wort, es war alles furchtbar bei deiner reizenden Gattin, ohne im geringsten Irgendwie furchterlich zu sein.“

„An das alles erinnerst du dich noch?“ mußte nun auch Kaspar herzhaft lachen, „da sieht man's wieder, was so ein Junggeselle alles im Ohr behält. Aber diese Überschwenglichkeit in Ihren Gefühlsäußerungen hat meine Frau längst ab-

gelegt, ohne daß ich besonders erzieherisch auf sie einwirken mußte. Ach, ich sage dir, in der Ehe gibt sich ja alles so furchtbar einfach, wenn man nur halbwegs zusammenpaßt. Ich habe Gott sei Dank an Pauline einen furchtbar netten Kameraden gefunden, der Himmel hat uns zwei furchtbar niedliche Kinder geschenkt, ich kann dir gar nicht sagen, wie furchtbar glücklich ich bin und ich würde mich furchtbar freuen, wenn du mir folgst und endlich auch heiraten würdest.“

„Furchtbar gern“, schüttelte Karlheinz dem Jugendfreund zum Abschied die Hand, „aber ich habe Angst, daß sich bei mir nicht alles so furchtbar einfach anlassen könnte“. Und damit stakte er davon, wie einer, der es plötzlich furchtbar eilig hat.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Ja, man muß heute schon ein ganz besonderer lieber Gast sein, wenn einen die Hausfrau auffordert, über das Abendessen zu bleiben. Frau Hermine Anders war es uns nicht. Wir hatten Hilde, unsere Mädchen, daher instruiert und ich war eigens noch einmal in die Küche gegangen, es

lhr einzuschärfen, die warmen Würstchen zum Abendessen erst dann einzulegen, wenn Frau Anders endlich Anstalten treffe, das Haus zu verlassen.

Frau Hermine Anders traf keine Anstalten. Es wurde sieben Uhr, acht Uhr — sie ging einmal hinaus, einem dringenden Bedürfnis nachzukommen — dann saß sie wieder wie angewachsen auf ihrem Stuhl.

Ich traute meinen Augen nicht, als Hilde plötzlich mit der Schüssel heißer Würstchen erschien. Aber eher wir noch unseren Schreck verbergen und mit süßsaurer Miene Frau Anders auffordern konnten, doch selbstverständlich an unserem bescheidenen Nachtmahl teilzunehmen, sagte Hilde:

„Ich kann nich dafür, gnädige Frau — vorhin, als die Dame auf der Toilette verschwand, habe ich geglaubt, sie geht heim — und da habe ich die Würstchen eingelegt, wie Sie angeordnet haben.“ J.H.R.



„Unerhört! Er hat mir einen Leberschlag versetzt!“

Lotta "unfair,": "Incredibile! M'ha dato un colpo nel fegato!.."